

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

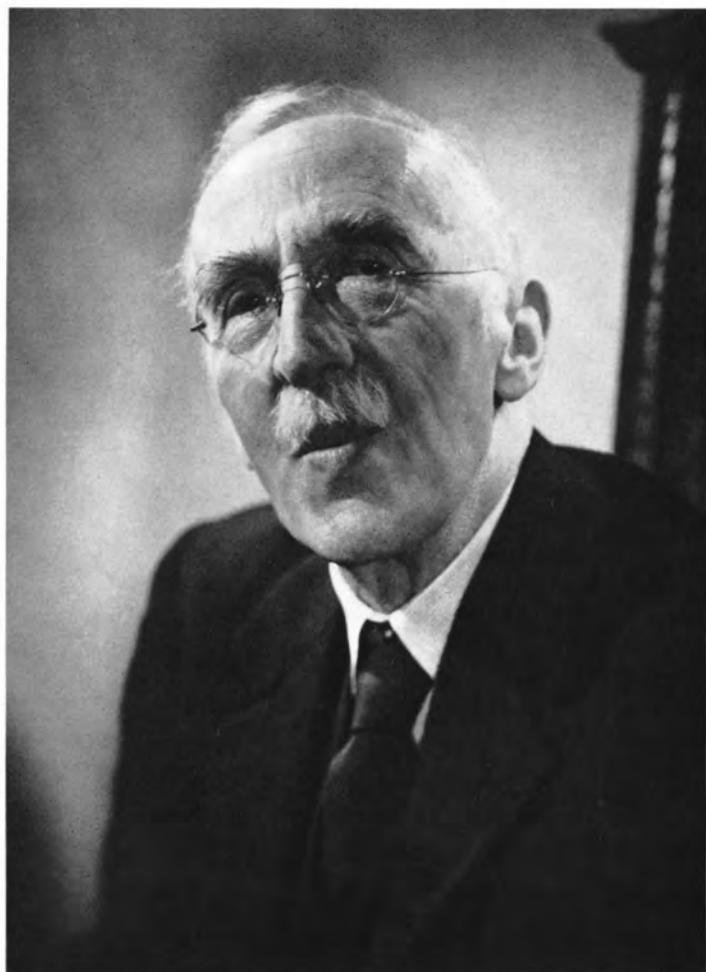
REDEN UND GEDENKWORTE

ZEHNTER BAND
1970/71

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

GEORGE P. GOOCH

21.10.1873–31.8.1968



G. P. Goch

Gedenkworte für

GEORGE PEABODY GOOCH

von

Percy Ernst Schramm

I

Unserem Orden hat *George P. Gooch* (* London am 21. Oktober 1873 als Sohn eines Bankiers, † am 31. August 1968) vierzehn Jahre lang angehört; denn er war unter den ersten Ausländern, die nach der Erneuerung des Ordens zugewählt wurden (1954); den »Order of Merit« erhielt er erst 1963.

Daß G. P. Gooch gleich zu den Ersten gehörte, verstand sich von selbst: er war in der ganzen Welt anerkannt, und wir Deutschen schuldeten ihm außerdem noch Dank, da er sowohl nach dem I. als auch nach dem II. Weltkrieg den Deutschen und ihrer Geschichte ebenso unbefangen, ja verständnisvoll gegenübertrat, wie das für ihn, der eine Deutsche geheiratet hatte, in den Friedensjahren selbstverständlich gewesen war.

George Gooch blieb bis in das Alter wissenschaftlich tätig. Im

Rahmen eines Nachrufes seinem Wirken im vollen Umfang gerecht zu werden, ist also unmöglich. Es kann sich nur darum handeln, hervorzuheben, was rückschauend als symptomatisch an diesem langen Leben angesehen werden darf.¹

II

Um den Rahmen für die Würdigung der menschlichen Haltung sowie der geistigen Leistung abzustecken, bediene ich mich als Notbehelf einer Anordnung in Rubriken, wobei ich meinen Zuhörern Gedankensprünge zumuten muß:

G. Gooch hat dreißig Jahre lang unbezahlte Volkshochschulvorträge in der Londoner Toynbee Hall, dem Zentrum der »Settlement«-Bewegung, gehalten; aber er ist – wirtschaftlich unabhängig – nie Professor geworden; er blieb immer nur »Litt. D.« und »Fellow of Trinity College« in Oxford. Er hatte daher die Möglichkeit zu einer ungewöhnlich umfangreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Produktion.

G. Gooch wurde zu Vorlesungen ins Ausland eingeladen, war daher in der Welt herumgekommen, blieb aber – schon im

¹ Über sein Leben hat *G. P. Gooch* zweimal berichtet: 1926 auf deutsch im II. Band der »Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen«, 1958 in dem Band »Under Six Reigns« (zum Teil vorher kapitelweise in der »Contemporary Review« bekannt gemacht). Bei beiden Publikationen handelt es sich um flüssig geschriebene, für den Verfasser und seine Zeit aufschlußreiche Erzählungen dessen, was er erlebt hat, wen er kennenlernte, was ihn jeweils zur Wahl seiner Themen veranlaßte, wie sich seine Grundanschauungen bildeten und wie er an ihnen festhielt. »Bekanntnisse« darf man nicht erwarten; sie hätten ganz und gar nicht zum Verfasser gepaßt. Ein abgeklärter »gentleman«, der seinen Platz in der Mitte gewählt hatte und ihn festhielt, hat die Feder geführt.

Äußeren – durch und durch Engländer. Er war – wie hätte das anders sein können? – stolz auf sein Land und seine Geschichte, bezeichnete sich selbst als »national« eingestellt – aber (dieses »aber« muß groß geschrieben werden) er war auch (so nannte er es) »international«, d. h. er sah die Geschichte seines Volkes im Rahmen der europäischen Geschichte und diese in dem der Geschichte der Menschheit.

Auf Grund seiner englischen Tradition standen für George Gooch bestimmte Grundsätze unverrückbar fest: für »*Democracy*« und »*responsible Government*«, gegen jegliche Art von »*Tyranny*«, für »*fair play*«, gegen jede Art von Ungerechtigkeit. Er fühlte sich daher verpflichtet, auch den Gestalten der Geschichte, die er innerlich ablehnte oder denen er fremd gegenüber stand, soweit wie möglich Verständnis abzugewinnen. Sein Bestreben war auch, die Politik der großen Mächte objektiv und unbefangen nachzuzeichnen. In seinen Büchern und Aufsätzen finden sich keine Worte scharfer Ablehnung, geschweige denn des Hasses. Wenn Gooch Urteile fällte, tat er das in knapper, sehr abgewogener Weise. Seine Bücher sagen überhaupt wenig über den Verfasser aus: nicht aus Temperamentlosigkeit, sondern deshalb, weil G. Gooch die Verantwortung des Geschichtsschreibers so ernst nahm: der Autor hat hinter dem, was er *ex historiographi officio* niederschreibt, zurückzutreten.

Damit hängt sicherlich auch zusammen, daß G. Gooch, der zeitlebens ein frommer Mensch blieb, in seinen Schriften das nicht hat durchschimmern lassen. Religiöse Ansichten – so schließen wir – dürfen nach der Goochschen Grundauffassung noch weniger als politische die Geschichtsschreibung, eine rein säkulare Angelegenheit, färben.

George P. Gooch hielt in jüngeren Jahren politische Reden,

verfaßte politische Tagesschriften, saß einige Jahre (1906 bis 1910) im Parlament und diente in dieser Zeit drei Jahre lang Lord Bryce als *Private Secretary*. Er hatte also praktische Erfahrungen gesammelt und kannte auch das diplomatische Getriebe. Er blieb ein emsiger Beobachter seiner Zeit und besaß daher Verständnis für das, was in der Welt vor sich gegangen war und vor sich ging. Die Art, wie er komplizierte Verhandlungen darzustellen verstand, ist immer noch vorbildlich.

Als Student hatte Gooch bei Sir John Seeley erfahren, wie man internationale Beziehungen behandeln konnte, aber er stieß sich an Seeley's Pragmatismus: Geschichte durfte nach seiner Auffassung nicht zur Vorschule für Politiker gemacht werden. Das meiste und Wesentliche verdankte Gooch Lord Acton, diesem seltsamen Alleswisser, der nie eins der von ihm konzipierten Bücher fertigstellte, aber trotzdem als »der größte Gelehrte Großbritanniens« seiner Zeit angesehen wurde. Dieser vielseitige Inspirator hat an Gooch gerühmt, er habe besser als andere die grundlegende Wahrheit begriffen, daß die Geschichte sowohl die Ereignisse als auch geistige Strömungen umfasse. Durch diese Grundeinstellung fühlten sich Acton, der Sohn einer deutschen Mutter, und Gooch, der Gatte einer deutschen Frau, geistig mit der Welt Goethes, Schillers, Fichtes, Humboldts verbunden.

Bei Macaulay und Treitschke (den Gooch noch in Berlin gehört hat) stieß ihn die tendenziöse Art ihrer Geschichtsbehandlung ab; Ranke bewunderte er, weil für diesen Geschichte-Schreiben eine Sache des Gewissens gewesen war. An den Konstrukteuren der Weltgeschichte von Hegel bis Spengler und Toynbee bewunderte er die Kühnheit, aber was sie vorgelegt hatten, waren für ihn nur »*splendid failures*«.

Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte kommt bei Gooch nur am

Rande vor, obwohl sich in seinem langen Leben ihre Einwirkung auf die politische Geschichte von Jahr zu Jahr potenziert hatte. Dabei wird mitgesprochen haben, daß die so unheimlich gewordene Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sich gleichsam anonym vollzieht. Für G. Gooch ist die Geschichte jedoch – im Guten und im Bösen – gestaltet durch Menschen; auch die Literatur war für ihn das Werk einzelner Menschen (die ideengeschichtliche Wendung der Literaturgeschichte, die bei uns Wilhelm Dilthey und Rudolf Unger herbeiführten, machte er nicht mit). Es versteht sich von selbst, daß G. Gooch, der den Siegeszug der Psychoanalyse und ihr Eindringen in die Geschichtsschreibung miterlebte, ihr nirgends entgegenkam. Bei der Darstellung von Persönlichkeiten hat sich Gooch immer nur an das gehalten, was zutage lag, und nicht versucht, das Verborgene ans Tageslicht zu zerren.

III

Dem Biographen, der einmal die neuneinhalb Jahrzehnte dieses arbeitsreichen Lebens im einzelnen darstellt, bietet die »Contemporary Review« einen Leitfaden, die durch ihren konsequent liberalen Standpunkt unter den englischen Zeitschriften eine Sonderstellung festhielt. Sie hat G. Gooch fast fünfzig Jahre lang redigiert und ihre Grundlinie bestimmt. Sie zeichnete wie ein Seismograph auf, wie der englische Liberalismus auf das politische und geistige Geschehen reagierte.

Die Bücher und Aufsätze sowie die Beiträge zu Sammelwerken, die G. Gooch dem historischen Bereich widmete, haben in der Zeit ihres Erscheinens große Verdienste gehabt, weil sie halfen, den – aufgrund der Geheimhaltung zunächst noch auf den Er-

eignissen lagernden – Nebel zu lichten. Uns Deutschen hat G. P. Gooch damals sehr geholfen, weil er dazu beitrug, daß die »Kriegsschuldfrage«, die durch den Versailler Vertrag zu einem Politikum geworden war, auf ein wissenschaftliches Geleise geschoben wurde. Darüber hinaus bemühte er sich, in einem 1925 erschienenen, viermal aufgelegten Buch »Germany«, seinen Landsleuten eine korrekte Vorstellung von Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik zu vermitteln. Auf weitere heute im Einzelnen einzugehen, muß ich mir hier versagen.

Inzwischen hat die Forschung weitere Materialien ans Licht gezogen; die alten Fragestellungen haben sich verschoben, neue sind aufgetaucht. Daher ist dieser Teil der Goochschen Leistung heute überholt – das ist das Schicksal aller Autoren, die sich mit zeitnahen Problemen befassen.

Auch die Beiträge zur Literaturgeschichte, die bei ihrem Erscheinen die Funktion hatten, zu informieren und Interesse zu wecken, sind inzwischen zu Dokumenten einer verdrängten Auffassung geworden, weil sich in diesem Bereich die Problemstellungen und die Wertmaßstäbe erst recht verändert haben – aber so wird es auch denen einmal gehen, die heute über Literaturgeschichte schreiben.

IV

Wie ist – damit sind wir zu der entscheidenden Frage gelangt – George Peabody Gooch geschichtlich einzuordnen? Unter welchem Aspekt werden auch noch die kommenden Generationen seinen Namen anführen?

Der Tote hat Goethe einmal einen »konservativen Reformier« genannt; diese nur scheinbar widersprüchliche Bezeichnung

paßt auch auf ihn selbst. In seinen letzten Jahrzehnten vollzog sich der Niedergang der um 1900 geistig und politisch noch so ansehnlichen liberalen Partei. Es ist zu beachten, daß Gooch sich selbst einen »*Gladstonian Liberal*« genannt hat, also sich in der Zeit vor Lloyd George beheimatet fühlte, der den Liberalen alten Schlages zu demagogisch war. Insofern war Gooch – als er starb – auch politisch »überholt«.

Diese Feststellung besagt nichts gegen George P. Gooch, sondern gegen die Zeitläufte mit ihrer Tendenz, die Mittelparteien zu zerreiben.

»Überholt« – wir haben den Ausdruck bereits im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Opus gebraucht, das George P. Gooch hinterlassen hat. Aber das ist eine Vokabel, die eine Berechtigung nur im Rahmen einer geistes- und parteigeschichtlichen Betrachtung besitzt. In diesem Sinne überholt sind auch Ranke und Lord Acton, die für Gooch die seinen Kurs regulierenden Leuchttürme geblieben waren.

Zu fragen ist nach der Leistung und nach dem Menschen.

Ranke hat über fünfzig Bände hinterlassen, Acton keinen einzigen, Gooch sehr viele. Es bleibt sein Verdienst, daß er in der Flut der die Zeitgenossen überschwemmenden Dokumente, Memoiren und sonstigen Publikationen ihnen ein verlässlicher, in seiner Lauterkeit unangreifbarer Lotse gewesen ist. Durch Hinweise auf bedeutende Menschen und große Leistungen des Geistes hat er sie außerdem aus dem Alltag herausgerissen.

Und der Mensch? Noch im Alter war George P. Gooch von dem Bewußtsein getragen, eine berechtigte Weltanschauung zu vertreten, deren Quintessenz für ihn in der Selbstverwirklichung und der sinnvollen Ausfüllung des Lebens bestand. Er blieb von dem »*unchanging character of the human heart*« überzeugt und glaubte, daß bei gutem Willen »*co-existence*« sowohl im

politischen als auch im geistigen Bereich möglich sei. Sehr schön hat er von sich gesagt, daß ein Achtzigjähriger, der nicht Heiterkeit (*serenity*) lernte, vergeblich gelebt habe. Trotz aller negativen Eindrücke, die seit 1914 auf ihn eingestürmt waren, blieb er ein Optimist mit »gesundem Boden unter den Füßen«, beschwingt von dem Glauben an den Liberalismus, so wie er ihn verstand. Wer der Frage nachgeht, was einstmal der »Liberalismus« in der Zeit bedeutete, als er in England an der Macht war und Gleichgesinnte in allen Kulturländern faszinierte, nehme sich George P. Gooch als eine der signifikantesten und zugleich verehrungswürdigsten Verkörperungen vor: unter diesen Aspekten bleibt er ein nach allen Seiten hin aufschlußreiches »Untersuchungsobjekt«.

Aber diese Feststellung langt nicht aus: Im Vorwort zu der Festschrift, die G. P. Gooch 1961 dargebracht wurde, hat der amerikanische Redaktor ihn einen »*great and good man*« bezeichnet. Eine treffende Formulierung, die sich auf nicht allzu viele Gelehrte anwenden ließe!

Gooch bleibt gekennzeichnet durch die Ablehnung aller gemeinen Gesinnung und unentschuldbarer Handlungen sowie durch die zeitlebens bewiesene »Fairness« auch denen gegenüber, die seiner Art nicht entsprachen. Diese beiden Eigenschaften, verwurzelt im Liberalismus alter Art, wünschte man der Geschichtsschreibung erhalten. Geschieht das, wird man sich weiterhin mit Respekt besinnen auf

GEORGE PEABODY GOOCH.

ANHANG

George P. Gooch und Deutschland

Ich habe den Verstorbenen in den dreißiger Jahren im Anschluß an einen Vortrag, den ich in London anhörte, kennengelernt. In Erinnerung blieb mir das typisch englische Gesicht und die Abgeklärtheit eines weisen Mannes, der sich um die Alltagsregeln nicht kümmerte (seine Füße steckten in dicken weißen Socken und uneleganten Stiefeln). Während unserer Unterhaltung faßte er in seine Tasche, um etwas in sein Notizheft einzutragen; das erste Büchlein, das ihm in die Hand fiel, steckte er gleich wieder in die Tasche – es muß ein Prayer Book oder etwas ähnliches gewesen sein.

Nach dem II. Weltkrieg war die Göttinger Akademie der Wissenschaften, die G. P. Gooch bereits 1927 als auswärtiges Mitglied hinzugewählt hatte, darauf bedacht, ihm bei passendem Anlaß ihre Hochachtung auszudrücken. Auf ein Telegramm, das sie ihm 1953 zu seinem 80. Geburtstag sandte, schrieb er, er habe es immer als eine hohe Ehre betrachtet, »to be connected with an University which has been agowned by so many distinguished scholars for two centuries. For sixty years I have profited by ›deutschen Wissenschaft‹, and I think I may say that no living Englishman admires it more. I have always felt that scholars are a band of brothers – even if statesman quarrel and fight we scholars are always allies.« In dem von mir entworfenen Glückwunsch zum 85. Geburtstag hatte ich darauf hingewiesen, daß G. P. Gooch in seinem Lande eine Stellung einnehme, wie sie bis vor kurzem bei uns Friedrich Meinecke besessen habe. Er antwortete, daß er sich durch diese Worte tief

geehrt fühle: »To be compared to my old and valued friend Meinecke is indeed a high compliment. I can at any rate claim that no one in Germany or elsewhere admired his writings more than I.« Am Schluß dieses Schreibens drückte er seine Freude aus über den bevorstehenden Besuch des Bundespräsidenten Theodor Heuss (»who is universally respected«) – daß auf diese Visite ausgerechnet in »Oxbridge« Schatten fielen, wird ihn sicherlich verstimmt haben.

Man braucht kein Graphologe zu sein, um aus diesen mit der Hand geschriebenen Briefen auf einen klar denkenden, in sich gefestigten Mann zu schließen, der mit sich über die Grundfragen des Lebens ins Reine gekommen war.

Im Jahre 1964 veranlaßte ich meinen Sohn, der in England weilte und von seinem Wohnsitz G. P. Gooch leicht erreichen konnte, ihn zu besuchen und ihm über unser Kapitel Bericht zu erstatten. Sein Brief, aus dem ich das Wichtigste in unserer internen Sitzung am 6. Juni vortrug, sei hier eingerückt:

»Professor Gooch lebt in einem kleinen Haus etwa 40 km nordwestlich vom Londoner Stadtzentrum, inmitten einer Villengegend mit vielen Bäumen, schönen Rasenflächen und fernab von größerem Verkehr. Er ist jetzt etwa 92 Jahre alt. Er ist in diesem Alter noch geistig überaus rege; allerdings ist er heute fast blind und auch sonst körperlich ziemlich schwach, so daß ihn längere Besuche stark anstrengen. Er wird gepflegt von einer älteren Dame, da seine Frau, eine Deutsche, schon vor langen Jahren gestorben ist. Von Mrs. Brown, geb. v. Heynitz, weiß ich, daß Prof. Gooch auch heute noch wissenschaftlich arbeitet. Noch im letzten Jahr hat er ein Buch herausgebracht.

Bei meinem Besuch lag er auf einer Art Liegestuhl. Ich überbrachte einen Gruß von Dir... Es schien ihn zu interessieren, wer denn dieser neue Gast war. So fragte er mich eine gute

halbe Stunde aus, was ich denn triebe, was ›Kunststoffe‹ (mit deren Herstellung befaßte sich mein Sohn) seien, um in Nebensätzen zu erwähnen, er habe sich immer für die Naturwissenschaften interessiert, habe auch Einstein und Lord Rutherford gekannt, aber eben doch in ihnen eine fremde Welt verkörpert gesehen. Er kam dann auf das Verhältnis zwischen Deutschland und England zu sprechen, das ihm immer am Herzen gelegen habe und an dem er und seine deutsche Frau so gelitten hätten. Ihm wären deutsche Dichter immer lebendig gewesen – er zitierte ein paar Strophen aus einem deutschen Gedicht –, und so viele deutsche Menschen, die er in seinem langen Leben kennengelernt habe, seien für ihn bedeutsam und gewinnbringend gewesen. Er fragte nach dem Verständnis der deutschen Jugend für England und freute sich, daß ich nun schon sechsmal nach England gekommen war – heute sei das Zusammenkommen zwischen den beiden Völkern auf der Ebene des Individuums so leicht gemacht wie nie zuvor.

Am Ende des Gespräches sprach er von der Gnade Gottes, die ihm in seinem langen Leben ermöglicht habe, seinen Neigungen zu folgen, beizutragen zum politischen Leben seines Landes, so viel Freunde in der Welt zu finden, zu sehen wie seine Söhne auch zu Namen und Ansehen gelangten (ein Sohn ist Professor für Biologie) und noch mitzuerleben, wie England und Deutschland – seine zweite geistige Heimat – sich wieder ausgesöhnt hätten.

Beeindruckend war mir, in Prof. Gooch einen wirklich ›weisen‹ Menschen mit wunderbarer Wärme vorzufinden. Da er einen nicht mehr sehen kann, nahm er meine eine Hand zwischen seine Hände und hielt sie praktisch während des ganzen Gespräches fest. So schafft er sich noch den direkten Kontakt zu dem Gegenüber. Er fragte mich aus und ließ sich selber ganz zu-

rücktreten. Die paar Sätze, die er auf deutsch einfließen ließ, sprach er ohne Akzent.«

Im Jahre 1966 lud auf meine Veranlassung der Botschafter Blankenhorn G. P. Gooch ein, in unserer Botschaft der Aushändigung des Ordens an Lord Todd beizuwohnen – es war ein Akt der Höflichkeit, da wir über die Abnahme der Lebenskräfte des Hochbetagten orientiert waren. Ich berichtete anschließend unserem Senior über den Verlauf des Abends und konnte ihm versichern, daß wir seiner gedacht hatten. Er antwortete am 4. November, er wäre der Einladung gern gefolgt, könne aber sein Haus nicht mehr verlassen; unter den diktierten Brief setzte er seine – durch den Duktus die Erblindung verratende – Unterschrift.

Auf meinen Kondolenzbrief schrieb mir der Sohn, Mr. Bernard Gooch, am 22. September 1968: »Für meinen Vater war die Ehrung, die ihm mit dem *Pour le mérite* zuteil wurde, stets eine Quelle besonderer und dankbarer Genugtuung. Diese Anerkennung unterstrich eine tiefgefühlte Bindung an die geistigen Traditionen eines Landes, dem er sich durch langjährige Studien und durch meine deutsche Mutter sowie durch zahlreiche Freunde verbunden fühlte.«